

1. Einleitung

«Belonging matters» schreibt Pfaff-Czarnecka (2012, S. 7) und nennt die Frage der sozialen Zugehörigkeit eine zentrale Dimension menschlicher Existenz (ebd., S. 12): «Sich zu Hause zu fühlen ist wichtig» (ebd., S. 8).

In der Tat: Zugehörigkeit ist bedeutsam für menschliches Zusammenleben, sei es in Familien, Gemeinschaften oder im Beruf, besonders in der Zeit des Aufwachsens und in den Turbulenzen des Erwachsenwerdens, auf der Suche nach Anerkennung in der eigenen Rolle und Einzigartigkeit, auch in Arbeitslosigkeit, bei Scheidungen und Verunsicherungen, dem Streben nach Anerkennung, Erfolg und Aufstieg, dem Umgang mit dem Gefühl der Machtlosigkeit und dem Erleben von Benachteiligung und Ausgrenzung.

Bedeutsam wird sie insbesondere dann, wenn sie brüchig wird, ihre Selbstverständlichkeit verliert, zur Diskussion steht, politisiert, angefochten oder verweigert wird (ebd., S. 12; 19-20; 27). Das fraglose Aufgehobensein in einem vertrauten Raum wird dann zu einer offenen Frage und der Wunsch nach Anerkennung und Zugehörigkeit zu einer Suche, einem biografischen Navigieren, einem kreativen Akt (ebd., S. 11) oder zu einem Kampf (Honneth, 2014 [1994]; Riegel, 2004). Daraus entsteht ein dynamisches Geschehen, in dem Zugehörigkeiten ausgehandelt, Grenzlinien gezogen, verschoben, überschritten oder verwischt (Pfaff-Czarnecka, 2012, S. 9) und Differenzen konstruiert und betont werden, ein Geschehen, das sich laut abspielen kann, durch Konflikt und Auseinandersetzung, oder leise, durch das subtile und undurchsichtige Wirken impliziter Unterscheidung, die mitunter machtvoll und folgenreich sein kann. Grenzlinien können flüchtig und veränderlich, aber auch dauerhaft und verfestigt werden und sich über längere Zeiträume stabilisieren, sodass Gesellschaften von Differenzkategorien und Zugehörigkeitsräumen durchzogen werden, sich Machtkonstellationen darin etablieren und sich Zugänge zu Schulabschlüssen und Berufen, ökonomische Gewinne, politische Teilhabe oder auch Würde und Identität danach strukturieren (Wimmer, 2013; vgl. auch Kapitel 3).

Schulen sind ein zentraler Austragungsort dieser Aushandlungs- und Zuweisungsprozesse in der sozialen Ordnung. In Schulen werden berufliche Laufbahnen angelegt, es wird beurteilt und selektioniert, Anerkennung erlebt und Anerkennungsverweigerung erlitten. Lehrpersonen sind einflussreiche Akteure in diesen Prozessen, und während sie ihren beruflichen Aufträgen nachgehen, sind sie selbst mit ihren eigenen Anerkennungsbedürfnissen und Lebensgeschichten darin involviert (vgl. Kapitel 5). In manchen ihrer Lebensgeschichten sind Zugehörigkeiten weitgehend fraglos und unangefochten geblieben, in anderen auch in Frage gestellt und hinterfragt worden.

Eine häufig konstruierte Grenzlinie, die sich in der Schweizer Gesellschaft für viele als bedeutsam erweist, ist diejenige, die unter Verweis auf nationale, ethnische oder kulturelle Differenz konstruiert wird, wobei bis in die 1970er-Jahre dabei häufig von «Fremden» oder «Ausländern» die Rede war, in neuerer Zeit eher von «Migrantinnen und Migranten» oder von Menschen «mit Migrationshintergrund» (Wicker 2004, S. 15; vgl. Kapitel 4). Unter den Lehrpersonen gibt es nur wenige, die in einer solchen Weise kategorisiert oder etikettiert werden und doch gibt es einzelne, die damit Erfahrungen gemacht haben, entweder weil sie selbst oder ihre Eltern in die Schweiz migriert sind oder auch weil sie einen «ausländisch» klingenden Namen tragen. Über die Erfahrungen dieser Lehrpersonen ist bislang erst wenig bekannt, insbesondere in Bezug auf die deutschsprachige Schweiz (vgl. Kapitel 2), sodass mit der vorliegenden Untersuchung ein Beitrag zum Füllen dieser Forschungslücke geleistet werden soll.

Dabei scheint es angesichts der erst schmalen empirischen Evidenz geboten, den Forschungszugang in einer relativ breiten Einstellung zu wählen. Statt eines engen Fokus, zu dessen Formulierung schon viel an Erkenntnis vorausgehen müsste, soll hier eine Annäherung angestrebt werden, die den Blick relativ weit hält und nach jenen sinnhaften Verbindungen sucht, die sich zwischen den Aspekten «Lehrperson», «Migration» und «Differenz» im Rahmen des lebens- und berufsgeschichtlichen Werdegangs abspielen: Sind Erfahrungen im Zusammenhang mit Migration für Lehrpersonen in irgendeiner Weise bedeutsam, welche Zugehörigkeiten werden erlebt, gesucht oder angestrebt? Welche lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit Differenz und Zugehörigkeit stehen in sinnhaftem Zusammenhang mit der Berufsfindung und dem Erleben und Wirken als Lehrperson? Inwiefern spielen Erfahrungen und daraus entwickelte Umgangsweisen mit Differenz und Zugehörigkeit eine Rolle im Umgang mit den Schülerinnen und Schülern, deren Eltern und mit dem Lehrpersonenkollegium?

Trotz bewusst breiter Einstellung des Zugangs ist auch eine Eingrenzung geboten, um nebst der «Breite» auch die erforderliche «Tiefe» zu erreichen. Die vorliegende Forschungsarbeit bezieht sich deshalb auf Lehrpersonen, die auf der

Primarstufe in der deutschsprachigen Schweiz unterrichten, ihre eigene Schulzeit in der Schweiz verbracht und die Ausbildung zur Lehrperson in der Schweiz absolviert haben. Außerdem ist die Forschung auf diejenigen begrenzt, deren Eltern in die Schweiz eingewandert sind, die also zur ‹zweiten Einwanderungsgeneration› gehören. Um die Unterschiede herausarbeiten und die Unterscheidungen auch problematisieren zu können, werden aber auch Lehrpersonen ins Sample aufgenommen, die keine nähere familiäre Migrationsgeschichte haben (vgl. auch unter 6.2.1).

Aus diesen Überlegungen ergeben sich folgende leitende Fragen:

- Welche lebens- und berufsgeschichtlichen Erfahrungen mit Differenz und Zugehörigkeit machen Primarlehrpersonen der zweiten Einwanderungsgeneration in der deutschsprachigen Schweiz?
- Welche Umgangsweisen entwickeln sie daraus?
- Inwiefern stehen die außerberuflichen mit den beruflichen Erfahrungen und Umgangsweisen mit Differenz und Zugehörigkeit in einem Zusammenhang?

Eine solche Untersuchung gerät dabei unweigerlich in einen ethischen Zwiespalt, denn mit der Benennung und gesonderten Betrachtung von Lehrpersonen der ‹zweiten Einwanderungsgeneration› erscheinen diese als eine ‹Gruppe› oder Kategorie mit spezifischen Merkmalen, und es mag damit suggeriert werden, diese spezifischen Merkmale wären qua Herkunft ‹gegeben›. Damit läuft die Untersuchung Gefahr, genau diese Kategorisierung mit ihrer oftmals negativ abwertenden Zuschreibungsdynamik zu reproduzieren und in ihrer vermeintlichen Bedeutsamkeit fortzuschreiben. Und damit nicht genug: Sie läuft außerdem Gefahr, paternalistisch aufzutreten und etwa Interviewtexte aus einer privilegierten Machtposition heraus bevormundend zu interpretieren oder kulturalisierend aufzutreten und also kulturalisierende und sogar stereotypisierende Deutungen einfließen zu lassen, möglicherweise sogar in unerkannter und unreflektierter Weise (Herwartz-Emden, 2000).

Wie wohl jede Forschung, die sich mit sozialen Kategorisierungen befasst und diese deshalb auch benennt, kann sich auch die vorliegende nicht ganz aus diesem ethischen Zwiespalt befreien. Allerdings können im Sinn einer Schadensbegrenzung einige Vorkehrungen getroffen werden, um diesen Gefahrenquellen zu begegnen:

Zum einen wird gleich zu Beginn der Untersuchung (vgl. Kapitel 3) aus sozialkonstruktivistischer Perspektive geklärt, in welcher Weise die Kategorisierung der ‹zweiten Einwanderungsgeneration› zu verstehen ist. Dabei wird mithilfe der theoretischen Ausführungen von Weber (1921-1922), Elias und Scotson

(2013 [1965]) sowie Wimmer (2013) dargelegt, wie es in sozialen Grenzziehungsprozessen zu Kategorisierungen kommt, sodass deutlich wird, dass diese nicht etwa als Ursache, sondern vielmehr als Resultat dieser Prozesse zu verstehen sind. Im darauf folgenden Kapitel (Kapitel 4) wird außerdem konturiert, inwiefern sich diese Kategorisierungen mit ihren Konnotationen und Bedeutungen im Verlauf der jüngeren Schweizer Geschichte gewandelt haben und welche Konsequenzen sich daraus für die «zweite Einwanderungsgeneration» in diesem gesellschaftlichen Kontext ergeben. Mit diesen theoretischen Klärungen und historischen Kontextualisierungen soll also deutlich gemacht werden, dass die individuellen Erfahrungen mit Differenz und Zugehörigkeit mit den kollektiven Zusammenhängen und gesellschaftlichen Umgangsweisen eng verwoben und auch als Ergebnis der damit verbundenen Grenzziehungsdynamik zu verstehen sind.

Im Weiteren wird geklärt, dass die Untersuchung zwar am Vergleichsmoment der Grenzziehungsdynamik unter Verweis auf Nationales, Ethnisches oder Kulturelles orientiert ist, dass damit aber keine Engführung auf diesen einen Kategorienkomplex verbunden ist. Vielmehr werden auch andere Dimensionen der Grenzziehung – wie etwa Klasse, Religion oder Geschlecht – mit berücksichtigt und in die Analysen einbezogen (vgl. unter 3.4).

Schließlich wird auch beim methodischen Vorgehen darauf geachtet, die Befragten weder paternalistisch noch kulturalisierend zu behandeln, indem mit biografisch-narrativen Interviews nach Schütze (1983; 1987) ein Erhebungsverfahren gewählt wird, mit dem die subjektiven Sichtweisen sehr konsequent berücksichtigt und insbesondere die Relevanzsetzungen den Befragten überlassen werden können (Rosenthal, 2011, S. 52). Dem Nachvollzug dieser subjektiven Sichtweisen dient zudem das Auswertungsverfahren nach Schütze (1983) unter Beizug der Ausführungen von Rosenthal (1995) und damit also ein Verfahren, das mehrfache Reflexionsschlaufen enthält und mit dem kulturalisierende Kurzschlüsse oder kategorisierende Engführungen vermieden werden sollen (vgl. Kapitel 6).

Diesen theoretischen (Kapitel 3), kontextualisierenden (Kapitel 4 und 5) und methodologischen (Kapitel 6) Ausführungen und dem daran anschließenden empirischen Teil (Kapitel 7 und 8) geht nun aber ein Kapitel voraus, in dem der Forschungsstand zu Lehrpersonen unter dem Aspekt der Differenzlinie «Migration» dargelegt wird.